



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weer, Reinhard: Elisabeth : Novelle. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Elisabeth

Novelle

Von Reinhard Weer

I.



Die Diele des alten Norwichlandhauses war vom unruhigen Lichte des Kaminfeuers schwach erhellt. Mein Freund, der Sohn des verstorbenen Reverend, kniete in der Ecke vor der großen geschnitzten Eichenholztruhe, deren Inhalt er neben sich auf dem Teppich ausbreitete.

„Du langweilst dich, mein Junge?“

„Allerdings. Ich kann dich heute beim besten Willen nicht unterhaltend finden. — Was suchst du eigentlich?“

„Ein altes Dokument, das ich dir zeigen wollte, weil du auf dergleichen Dinge so veressen bist. Du wirst staunen . . . Hier ist die Mappe, endlich.“

Er brachte mir ein vergilbtes Stück Pergament an den Tisch. „Das hat mein Vater von Sir Durham, dem berühmten Sammler, zum Geschenk erhalten, und jetzt sollst du es haben. Lies, bitte . . .“

Eine feine, abgerundete Schrift in blaßgrauer Tinte, hier und dort von dem pergamentenen Grund nicht mehr unterscheidbar . . . Vor den Kamin gebückt, enträtselte ich sie langsam, Wort für Wort.

Das Schriftstück war in mittelalterlichem Englisch abgefaßt und lautete — frei übertragen und bei sinngemäßer Ergänzung der fehlenden Stellen — folgendermaßen:

„Nachdem es Gott in seiner Allmacht und meiner gnädigen Majestät von England in ihrer Weisheit gefallen hat, mir für morgen das Ende meiner Tage zu bestimmen, habe ich mich im Beisein des Bischofs von York und zweier Kapläne durch Gebet und Lesen der Schrift auf den Tod vorbereitet. Ich werde gefaßt vor den himmlischen Richter treten. Doch drängt es mich, zuvor noch meine Seele von einem Geheimnis zu lösen, das während dieser letzten Wochen schwer auf ihr gelastet hat. Da die geistlichen Herren meiner Erzählung keinen Glauben schenken, sondern vermuten würden, die Furcht vor dem nahen Tode habe mich des Verstandes beraubt, vertraue ich das Seltsame

diesem Papier an und überlasse es einer höheren Fügung, zu entscheiden, ob das hier Berichtete der Welt bekannt werden oder auf ewig verborgen bleiben soll. Findet man dieses Blatt nach meinem Abscheiden, so wird man eher an die Wahrheit dessen, was es besagt, glauben. Dem Zweifler aber sei versichert, daß ich meiner Sinne vollkommen mächtig bin und daß, so wahr ich Robert Deveroux Graf Essex heiße, jedes Wort, welches ich hier schreibe, nach meinem besten Wissen reine Wahrheit und kein Falsch ist.

Und weiter schwöre ich zuvor angesichts der Ewigkeit: der Wunsch, der Majestät von England Böses anzutun, ist meinem Herzen fremd. Wohl habe ich die Fahne der Rebellion gegen sie getragen, wohl bin ich mit dem schottischen Hof in hochverräterische Unterhandlungen getreten, wohl habe ich in mancher Stunde des Unmuts harte Worte gegen sie gefunden — damals, als des Schicksals grausamer Ratschluß mich zum Mitwisser um das Geheimnis der Majestät von England machte. Heute aber bin ich gewiß, daß ich mich an der Königin schwer versündigte, indem ich von ihr abfiel, schwerer, indem ich Schurkisches von ihr dachte. Glaube es einem Sterbenden, mein England: sie hat Großes an dir getan, du schuldest ihr Dank! Nicht jedes Jahrhundert bringt eine Elisabeth hervor! Ihr müßte man vergeben, auch wenn sie schwerer gesündigt hätte, als je ein Mensch in diesem Inselreich! — Auch du, Finder dieses Blattes, wes Standes du auch seiest, bist ihr zu Dank und kniebeugender Treue verpflichtet. Darum sollst du sie nicht schmähen, wenn du diese Aufzeichnungen eines Gerichteten gelesen, sollst nicht an ihr irre werden, sie nicht unerhörten Betrugs ihres Volkes und der ganzen Welt, Frevels an der ewigen Wahrheit zeihen! Sondern sollst erwägen, wie du die seltsame, unglaubliche Kunde, die dir dieses Schriftstück vermitteln wird, zum besten des Landes verwertest. So du aber befürchtest, daß ihre Verbreitung dem Reiche Schaden bringen könne, sollst du das Blatt vernichten und für ewig in deinem Herzen begraben, was ich dir über die Schwelle des Todes zugerufen habe. —

Ich kam als Fünfundzwanzigjähriger an den Hof. Mein Oheim Leicester führte mich auf dem ungewohnten Pfade. Ich wußte, daß er bei der Majestät in Gunst stand; daß er sie liebte und nach ihrer Hand strebte, blieb mir nicht lang verborgen. Sein Sturz brach herein, als ich kaum seiner Führung entwachsen war. Ein einziges Trachten erfüllte mich seit diesem Tage: an Einfluß und Ansehen seine Stellung zu gewinnen. Fortuna war mir hold: ich wurde der mächtigste Mann an Englands Hofe, ich wurde der Freund der Königin. Ihr Freund — nicht mehr. Das letzte und höchste, wonach ich strebte, blieb mir versagt, wie sehr ich auch um ihre Liebe rang und eiferte und stritt. So oft ich mich unterfing, meine Wünsche und Hoffnungen anzudeuten, begegnete ich eifriger Ablehnung. Dennoch setzte ich — jahrelang — mein Mühen und Werben fort, bis mir durch eine unheilvolle Fügung jene Erkenntnis ward (möge Gott mir vergeben, wenn ich, indem ich dies hier schreibe, dem vielfachen Unrecht, das ich meiner gnädigen Majestät von England angetan, noch

ein neues hinzufügen!), jene Erkenntnis, die meine Liebe in tödlichen Haß gewandelt, die mein ganzes Leben vergiftet, die mich an den Rand des Wahnsinns gebracht hat, die unerhörte, schier unglaubliche Erkenntnis, die ich kaum auszusprechen wage — — —“

Hier brach das Schriftstück ab . . .

II.

Die kranke Prinzessin hatte eine schlechte Nacht gehabt. Durch alle Räume des Schlosses flog die Kunde. Die Kammerfrau, die an ihrem Bette gewacht, erzählte es früh am Morgen, als sich das erste Leben im Hause regte, dem alten Leibarzt, der es im leisen Tone ernster Besümmernis der Erzieherin, Mistreß Ashley, mitteilte; diese brachte die Botschaft in den großen Gartensaal, wo sich das männliche Gefinde aufzuhalten pflegte. „Sie hat sich im Bette hin- und hergeworfen, laut gestöhnt und weinend nach William Neville verlangt. — Elison, geht doch schleunig ins Dorf und bittet die Nevilles, den Jungen zu wecken und sofort herüberzuschicken. Sagt, daß die Prinzessin ihren Gespielen erwarte. — Und Ihr, Macpherson, reitet zum Physikus in die Stadt. Der Leibarzt will nicht länger allein die Verantwortung tragen.“

Von den steinernen Treppenstufen aus, die zur oberen Tür des Gartensaals hinaufführten, hatte sie es in den durch vier qualmende Pechpfannen erhellen Raum hinuntergerufen. Denen unten erschienen im ungewissen, flackernden Licht ihre Züge hager, müde und abgehärmt, anders, als sie es an der noch nicht Dreißigjährigen gewohnt waren; die Zunächststehenden glaubten Tränen in ihren Augen zu erkennen.

Zwei der Leute erhoben sich umständlich vom schweren Eichenstisch, an dem sie ihren Morgenimbiß eingenommen hatten, und schritten gemächlich hintereinander zu dem nach dem Hofe führenden Ausgang. Ein dritter näherte sich der Erzieherin, die noch immer auf den Stufen vor der oberen Saaltür stand, mit kleinen Zeichen der Ungeduld den beiden Boten nachsehend. „Es ist ein Reiter mit Nachricht vom König draußen, Mistreß Ashley,“ sagte er in unbeholfsen lautem Ton, die Hände in die Taschen seines dicken Lederwamses versenkend.

„Vom König, Hobbs? Und das erfahre ich jetzt erst! Seit wann ist er da? Warum hat man mich nicht geweckt, als er ankam? Wo finde ich ihn?“

„Meiner Treu,“ gab Hobbs zurück, „schon vor dem ersten Hahenschrei hielt er draußen im Regen. Er hat nicht schlecht gelärmt, der arme Teufel, bis ich ihn hörte und ihn, pudelnak wie er war, hereinkieß. Jetzt wärmt er sich am Kamin, draußen in der Halle.“

Die Erzieherin war bereits, den letzten Teil der Antwort des Burschen vorausahnend, mit wehenden Hauben- und Schürzenbändern die Stufen hinunter und quer durch den Saal zu der großen Flügeltür geeilt und, nachdem

sie diese mit einiger Mühe so weit geöffnet, wie für ihre schwächliche Figur nötig erschien, durch den schmalen Spalt verschwunden. —

Die große Eingangshalle lag im Dunkeln, nur das Kaminfeuer zeichnete einen unruhigen Lichtkreis auf die aus rohen Brettern gefügten Dielen. Hier fand die Erzieherin den Boten des Königs schlafend. Er lehnte, auf seinem Mantel sitzend, mit dem Rücken an einer der mächtigen Holzsäulen, die Füße der wärmenden Flamme zugekehrt. Sie beugte sich über ihn, rüttelte ihn an der Schulter: „Geda, Mann, Eure Botschaft! Ihr kommt vom König?“

Der gebietende Ton der hellen Frauenstimme weckte den Schläfer augenblicklich. Er reckte sich in die Höhe, führte den Saum ihres Kleides an die Lippen. „Der König entbietet der Prinzessin seinen Gruß und läßt ihr sagen, daß er nach zwei Nächten Wisley Manor besuchen wird, um seine Tochter zu sehen.“

Die Erzieherin erschraf. Daß der König gerade jetzt während der Krankheit der Prinzessin kommen mußte! Aber vor dem Boten Heinrichs mußte sie ihre Besorgnis zu verbergen. „Sagt Eurem Herrn, Mistreß Ashley werde der Prinzessin des Königs Botschaft überbringen. — Ihr werdet müde sein, ruht aus und laßt Euch Essen geben — aber macht Euch noch vor Mittag auf den Weg!“

Blinzelnd sah der Mann der Forteilenden nach, bis die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte. Während er sich schlaftrunken in seinen Mantel hüllte und Anstalten traf, seinen Platz zwischen Säule und Kaminfeuer wieder einzunehmen, wiederholte er halblaut vor sich hin: „Ausruhen — essen — Mistreß Ashley wird der Prinzessin des Königs Botschaft überbringen.“

Das Haupt sank ihm zur Seite . . .

*

*

*

Der Tag hatte seine Herrschaft angetreten und mit der Dunkelheit deren unholde Genossen, Regen und Nebel, nach kurzem Kampfe in die Flucht geschlagen. Freundlich wie seit langem nicht mehr leuchtete die Sonne auf Dorf und Schloß Wisley herunter. Ihre ersten Strahlen fanden den Weg in das Turmzimmer der Erzieherin, die vor einem kleinen Kruzifix knieend ihre Morgenandacht verrichtete. Unruhvoll sah sie zu dem kunstlosen Schnitzwerk aus Elfenbein empor. —

Erst als sie sich nach vielem Hin- und Hereilen in diesen stillen Seitenflügel des Schlosses zurückgezogen hatte, war ihr die Gefahr, der sie gegenüberstand, in ihrer ganzen Größe zum Bewußtsein gekommen. In zwei Tagen wollte der König sein Kind sehen. Ihr, der Erzieherin, hatte Heinrich Tudor die Sorge für das Wohlergehen seiner Tochter anvertraut; sie allein würde er für die Krankheit der Prinzessin verantwortlich machen. Sie mußte, daß Heinrichs Jähzorn jeder Gewalttat fähig war — hatte man sich doch erst vor kurzem zu Wisley erzählt, daß er den Haushofmeister der Königin in einer plötzlichen Aufwallung seines unberechenbaren Temperaments mit dem Degen

niedergestochen habe, weil dieser, zunächst auf Befolgung der Gebote seiner Herrin bedacht, einem Befehl des Königs nicht sofort nachgekommen war . . .

Im Vorzimmer der Kranken traf sie den Leibarzt. Sie wechselte mit ihm einige flüchtige Worte der Begrüßung, teilte ihm des Königs Botschaft mit und vernahm zu ihrer Besorgnis, daß der Zustand der Prinzessin sich verschlimmert habe. Dann ging sie auf leisen Sohlen ins Krankenzimmer der kleinen Hohen. Am Kopfende des Himmelbettes, dessen blau seidene Vorhänge zugezogen waren, saß William Neville, der gleichaltrige Freund der Kranken, den diese einst im Dorfe gesehen und sich zum Spielgefährten erwählt hatte. Ein Fremder hätte meinen können, die Prinzessin selbst sitze in Knabenkleidern da — so sehr sah er Elisabeth ähnlich. „Nicht stören! Sie schläft!“ flüsterte er der Eintretenden zu. Sie blickte freundlich in seine verweinten Augen und strich ihm mit der Hand tröstend über die blonden Locken.

*

*

*

Am Abend ging mit den ersten Schatten der Dämmerung ein Flüstern und Raunen durchs Schloß. Was war es, was der Leibarzt der Kammerfrau erzählte, daß sie laut aufschrie und das Gesicht in den Händen barg? Was flüsterte die Kammerfrau im dunklen Flur vor den Gemächern der Prinzessin der alten schwerhörigen Schaffnerin ins Ohr? Welches Wort von ihrem Gespräch fing der an den beiden Frauen vorüberreichende Hobbs auf, daß er, wie von Furien geheßt, in die Küche lief, Schrecken und Verwirrung dorthin tragend? — Draußen am Tor erzählte es der Gärtnerbursche dem Jäger, der das Wildpret für die nächsten Tage nach dem Landsitz gebracht hatte. „Dort oben, Did, die drei großen verhangenen Fenster zur Rechten, das ist ihr Schlafzimmer. Dort liegt sie unter Samt und Seide im goldenen Himmelbett. — Warum sie nach Wisley kam? Sie sollte die gute Landluft genießen, denn sie war zart und schwach, oh! so zart, so weiß und durchsichtig — ich habe sie noch vor vier Tagen gesehen, das Fieber ist ja ganz plötzlich gekommen. Sie sollte Ruhe haben, hier draußen; die hat sie jetzt, meiner Seel, die arme, schöne Prinzess! — Woher ich es weiß? Vom Küchenjungen, der vorhin die Gemüse holte: er hatte es von der Schaffnerin. Die soll geweint haben, daß man es im ganzen Hause hörte . . .“ —

Eine redete nicht; die handelte. Ihr Leben stand hier auf dem Spiel. Der Zufall hatte gewollt, daß sie gerade im entscheidenden Augenblick auf ihrem Turmzimmer weilte und erst durch das Jammern und Schreien der Mägde aufmerksam wurde. Sie erriet sogleich den Grund des Lärmens. Eine schmale Wendeltreppe verband ihre Zimmer mit den Gemächern der Prinzessin. Die eilte sie hinunter. Durch die verlassenen, kerzenerhellten Räume ging sie an das Bett ihrer Schutzbefohlenen. Da lag Elisabeth Tudor zwischen den weißen Kissen, unbeweglich und wachsbleich. Die Erzieherin bog sich angstvoll vor, legte das Ohr an die Brust der kleinen Herrin, nahm die schmalen, blassen

Hände, rieb sie, richtete den leichten Mädchenkörper in die Höhe, um ihn dann behutsam wieder auf das weiche Lager zurücksinken zu lassen. Kein Zweifel möglich: hier war das Leben entflohen

Von außen schloß sie die Gemächer der Toten ab und barg die schweren bronzenen Schlüssel unter ihrem Kleide. —

Das Weinen und Wehklagen im Mägdezimmer verstummte, als die Erzieherin plötzlich auf der Schwelle erschien. Hell tönte ihr Schelten in den Raum. „Bis ins Schlafzimmer der Prinzessin ist euer Lärmen gedrungen und hat sie beunruhigt! Euer Geschrei wird der Kranken, die ihr doch alle lieb habt, noch den Tod bringen! Ihr meint, sie sei tot? Ein törichtes Gerede! Sie lebt! Eben noch sprach ich mit ihr. Aber sie ist sehr ruhebedürftig und möchte schlafen. Laßt darum das Heulen, wenn euch ihr Leben lieb ist! Geh eine jetzt und sage das auch den Knechten. Und du, Janet, schick mir die Kammerfrau der Prinzessin hinauf. Ich erwarte sie nach der Abendmahlzeit in meinem Zimmer.“

„Mit Umsicht, Tatkraft und Schnelligkeit heißt es jetzt zu Werke gehen!“ sagte sie halblaut zu sich selbst, als sie über die dunklen Gänge und Treppen nach ihrem Zimmer eilte. Ihr Gesicht zeigte den gespannten Ausdruck angestrengter Gedankenarbeit. „Mein Plan ist gut. Aber um ihn durchzuführen, werde ich männliche Hilfe brauchen“ Ihr Nachdenken währte nicht lang. Der einzige, dem sie ganz vertrauen konnte, war Hobbs, ein guter, in kleinen Dingen täppischer Bursche, dessen Verstand und Geschick aber mit der Größe der zu bewältigenden Aufgaben zu wachsen schienen. „Der soll sich mit jetzt bewähren!“

Sie kehrte auf ihrem Wege um, hielt vor der Tür des Gartensaales an und lauschte. Sie verstand ein paar von den Worten des Mädchens, das man von drüben auf ihr Geheiß zu den Knechten geschickt hatte: „Misreß Ashley — Prinzessin nicht tot — kein Lärm — ruhebedürftig,“ sie hörte Ausrufe der Verwunderung. Dann trat sie ein. Wie am Morgen dieses Tages stand sie wieder auf den Treppenstufen vor der Saaltür, bleich und übernächtigt im Flackerlicht der Pechpfannen. „Ist Hobbs da? Gut, Hobbs, ich erwarte Euch im Vorzimmer der Prinzessin. Seht zu, ob der junge Neville noch im Schlosse ist, und bringt ihn mit hinauf.“

*

*

*

„Ich wiederhole es Euch: es war Eure Pflicht, zuerst mir zu sagen, was Ihr von dem Leibarzt der Prinzessin erfahrt.“ Noch nie hatte Mary Ashleys Stimme so hart geklungen. „Keinen Menschen im Schlosse geht das Wohl und Wehe der Kranken näher an als mich. Da Ihr allein während der Untersuchung im Vorzimmer weiltet, war es an Euch, mir den Befund des Arztes mitzuteilen. Mir allein! Ihr habt Eure Pflicht gröblich vernachlässigt und eine unglaubliche Verwirrung in allen Gemütern angerichtet — und das zwei Tage vor Ankunft des Königs! Wäret Ihr zu mir gekommen, ich hätte Euch

sobald gesagt: was Ihr sprecht ist Torheit — hier liegt ein Irrtum des Arztes oder ein Mißverständnis vor — die Kranke schläft nur. — Geschwätziges Gefinde taugt nicht für den Dienst der Prinzessin. Wärt Ihr ein Mann, ich triebe Euch noch jetzt in die Nacht hinaus und hezte die Hunde hinterher. So sage ich nur: verlaßt den Landsitz so bald als möglich und tut Euch nach anderer Beschäftigung um; hier bedarf man Eurer nicht mehr.“ —

In der großen Eingangshalle erwartete sie der Leibarzt; Hobbs lehnte, ihrer Befehle gewärtig, an der Thür. „Der König, Mistreß Ashley,“ begann der Arzt mit gerunzelter Stirn, „hat Ihnen, da Sie in höherem Maße als ich sein Vertrauen genießen, die Macht verliehen, über mich zu verfügen, soweit es das Wohl der Prinzessin nötig erscheinen läßt. Jetzt aber, da die Prinzessin tot ist, war es Anmaßung von Ihnen, mich durch diesen ungehobelten Burschen da bei Nacht herbeirufen zu lassen!“ „Sie haben kein Recht, mich zu schelten,“ erwiderte sie dem Zornigen ruhig, „hören Sie mich wenigstens an, ehe Sie mein Handeln verurteilen. Sie werden sehen, daß ich Ihren Vorteil wahrnahm, indem ich Sie zu dieser ungewöhnlichen Zeit holen ließ. — Haben Sie mit Hilfe Ihrer ärztlichen Wissenschaft erkannt, daß die Prinzessin tot ist? Ja? Sie sind fest überzeugt davon? — Gut, dann gehen Sie zum König — Sie wissen ja, daß er hierher unterwegs ist — und teilen ihm den Tod seiner Tochter mit. Das ist Ihres Amtes. — Der Gedanke beunruhigt Sie? Sie meinen, daß trotz Ihres grauen Haares . . . ? Nun, Sie kennen ihn ja, kennen ihn besser als ich. Aber ich gestehe: auch mich würde diese Pflicht schrecken, und ich fürchte, daß schlimme Tage über Sie kämen, wenn Sie ihm diese Trauerbotschaft mitteilen müßten. Ich möchte nicht der Leibarzt von Heinrich Tudors Tochter sein, wenn diese gerade gestorben ist! — Doch ich kann Sie beruhigen; Sie brauchen dem König keine Todesnachricht zu überbringen. Denn — merken Sie auf, was ich jetzt sage, es geht um Ihr Leben (wie übrigens auch um meines): die Prinzessin ist nicht tot, sie lebt! — Sie meinen, ich rede im Irrsinn — Ihre Blicke sprechen es aus — aber kommen Sie morgen früh, um sich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen. — Und noch ein weiteres: die Prinzessin ist gesund! Das überrascht Sie wohl noch mehr? — Ihre Augen sind ungalant — ich bin weder krank noch trunken. Glauben Sie mir: ich war nie so kalt und nüchtern wie jetzt, ich habe noch nie so klar und planvoll gedacht und gehandelt wie heute Abend. Vielleicht werden Sie morgen, wenn Sie die Prinzessin gesehen haben, an diese Worte denken.“

Es war ein seltsames Gemisch von Zweifel, Grauen und Überraschung, mit dem er sie ansah. „Mistreß Ashley, daß Sie bei Verstande sind, ich kann es nach dem eben Gehörten kaum glauben — und doch sagt mir eine innere Stimme, daß ich Ihren Worten vertrauen soll, sagt mir, daß da, zu meinem und Ihrem Besten, eine unbegreifliche Wendung eingetreten ist. Eine Wendung, die wenigstens ich nicht begreife.“ Er atmete schwer. „Ich fühle mein ganzes ärztliches Wissen, ich fühle meinen Willen, meinen Verstand mir entgleiten!“

Und nach einer Pause, sich aufraffend: „Nein doch, ich werde mich zur Klarheit durchringen. Ich muß das Unerhörte fassen und begreifen lernen! — Soviel sehe ich: es ist, wenn Sie mich nicht frevelhaft genarrt haben, etwas Außerordentliches hier geschehen — ein Wunder des Himmels oder — ein Schurkenstreich, ein unglaublicher . . . Aber für uns beide wäre das beste, Sie hätten recht . . .“ —

Diese ganze Nacht kam Mary Ashley nicht zur Ruhe. Und zwei andere wachten mit ihr, Hobbs und der junge William Neville. Mit ihnen verweilte sie lange hinter verschlossenen Türen in den Zimmern der Prinzessin. — Dem in später Abendstunde endlich eintreffenden Physikus aus der Hauptstadt der Grafschaft ließ sie Geld geben und ausrichten, man bedürfe seiner nicht mehr. Auch zu Nevilles Eltern, in deren Haus im Dorfe sich die Erzieherin selbst, noch vor ihrem Gespräch mit dem Leibarzt, zu längerer Unterredung begeben hatte, mußte Hobbs, als alles im Schlosse schon schlief, einen Beutel Goldes tragen. Die schwerste Arbeit aber hatte der Unermüdliche beim ersten Tagesgrauen zu verrichten, draußen im Garten, unter den Fenstern der Prinzessin . . .

* * *

Am frühen Morgen wurde der Erzieherin gemeldet, daß der Leibarzt sie zu sprechen wünsche. „Ich nehme an, Mistreß Ashley, Sie haben nichts dagegen einzuwenden, daß ich — wie jeden Morgen — die Prinzessin besuche,“ sagte er höflich, „überdies haben wir es ja gestern Abend so verabredet.“ Die Erzieherin glaubte einen ironischen Unterton in seiner Stimme zu vernehmen; sie versuchte in seinen Mienen zu lesen, konnte aber die Schrift, die ihr da entgegentrat, nicht entziffern. „Ich bin durchaus damit einverstanden,“ gab sie unbefangen zurück. Und während sie mit ihm Elisabeths Gemächer betrat, fuhr sie in gleichmütigem Tone fort: „Man überbringt mir eben die Nachricht, daß die Kammerfrau der Prinzessin, die ich gestern Abend aus ihren Diensten entließ, eine Stunde von hier, bei Stonehope, als Leiche aufgefunden worden ist. Wir müssen uns nach einem Ersatz umtun.“ Der Arzt zog die Schultern hoch, als fröstle ihn.

Während der Untersuchung blieb sie im Vorzimmer; ihre Augen folgten ihm mit einem eigentümlich lauernden Ausdruck, als er im Schlafgemach der Kranken verschwand. —

Es währte nicht lange, bis der Arzt wieder in der Tür erschien. Sein Blick streifte die am Erkerfenster lehrende Erzieherin und blieb dann auf den Mägden haften, die neugierig vom Flur hereingebrängt waren. „Ihr könnt im Schlosse verbreiten, daß der Zustand der Prinzessin“ — er wandte seine dunklen schattenumränderten Augen nach dem Erkerfenster, während er das Wort aussprach, — „sich erheblich gebessert hat und daß die Hoffnung begründet ist, sie werde ihrem Vater in voller Gesundheit gegenübertreten können. Wann, sagten Sie

doch, Mistreß Ashley, kommt der König? Erst morgen? — Nun, bis heute Abend, bis heute Mittag schon wird die Krankheit ganz gewichen sein.“

Dann trat er zu der Erzieherin, die noch immer unbeweglich am Fenster stand. „Sie haben eine schnell wirkende aber gefährliche Kur versucht,“ sagte er leise, sich von ihr verabschiedend, „eine seltsame Kur, für die Sie allein die Verantwortung tragen. Möchte der Erfolg zeigen, daß die Kühnheit Ihres Handelns nicht zu groß war!“ Er verbeugte sich dabei mit absichtsvoller Höflichkeit. — Sie sah ihm fest in die Augen: „Sie tun gut daran, das zu wünschen, hochgelehrter Herr, und des Himmels Gunst für das Gelingen meines Vorhabens zu ersehen! Denn wenn mein Kopf fällt, wird auch der Ihre nicht mehr sicher auf seinen Schultern sitzen!“

* * *

Der König kam. Rosig und frisch, als sei sie nie krank gewesen, bot ihm die Prinzessin vor dem Tor des Landsitzes den Willkomm. Von Sonnenlicht umflossen stand sie da, weit vor allen anderen Schloßbewohnern, als, von zwei Schimmeln getragen, Heinrichs wappengeschmückte Sänfte nahte. Aus dem kleinen ovalen Fenster streckte sich ihr eine breite Rechte im Stulphandschuh entgegen, die sie — streng nach der höfischen Etikette — voller Demut und Ehrerbietung küßte.

Der Sänfte entstieg begrüßte Heinrich sein Kind mit einer flüchtigen Aufwallung väterlicher Zärtlichkeit. Er mochte fühlen, daß seine gutgemeinte derbe Umarmung dem Mädchen wenig behagte; ein Schatten flog über sein Gesicht. „Schüchtern und zaghaft wie immer, daran erkenne ich meine Tochter!“ sagte er, sie auf die Wange tätzeln; sein Lachen klang unaufrichtig, gezwungen. Von seinem Gefolge begleitet, das unterdessen die Reitpferde den Knechten überlassen hatte, schritt er dem festlich geschmückten Hause zu.

In der Säulenhalle schaute er sich suchend um. „Ah, Mistreß Ashley, ich freue mich, die Hoheit unter Ihrer Leitung und Pflege gedeihen zu sehen. Sie ist ein hübsches Kind geworden, seit ich sie zuletzt sah. Aber eines mißfällt mir: sie wird mir zu scheu, zu duckmäusrig. Lassen Sie ihr Freiheit, lassen Sie künftig Jagd und Reiten und Ballspiel mehr als Puppen und Bücher ihren Zeitvertreib bilden. Unterricht braucht sie nicht; Kenntnisse und höfische Formen mag sie sich später erwerben. Es gilt zuerst ihren Charakter zu bilden. Und im Charakter sollen Heinrichs von England Töchter Männer sein!“

Mit dem Gefühl, seiner Vaterpflicht für lange Zeit vollauf genügt zu haben, ließ sich Heinrich an diesem Tag zum festlichen Gelage nieder. Während seines weiteren Aufenthalts zu Schloß Wisley begnügte er sich damit, die Dienerschaft zuweilen nach dem Befinden der kleinen Hoheit zu fragen. Der Landsitz erlebte drei laute, unruhige Tage, voll Jagdhörnerklang, Waffenlärm und Becherklirren. Am Abend des dritten verließ der König mit dem ganzen Hofstaat Wisley Manort ohne seine Tochter nochmals gesehen zu haben.

Als die Stille wieder in Schloß und Dorf eingekehrt war, bemerkte man, daß der junge Reville verschwunden war. Denen, die sich nach ihrem Sohn erkundigten, sagten die Eltern, der König habe Gefallen an ihm gefunden und ihn als Pagen mitgenommen. Die Prinzessin, so hieß es, habe ihren Spielgefährten anfangs schmerzlich vermißt. . . .

III.

Vor zwei Jahren, im Herbst 1911, fanden Erdarbeiter auf der Ostseite der Ruine von Bisley Manor, Heinrichs des Achten Landsitz, im Boden einen schmucklosen steinernen Sarkophag mit den Gebeinen eines jungen Mädchens, die von Resten feiner Kleidung umgeben waren. Er ruhte dicht am Hause, unter den Fenstern der Räume, die, nach der Ortschronik, Englands spätere Königin Elisabeth, die Tochter Heinrichs und der Anna Boleyn, einst in ihrer Jugend bewohnt haben soll. Der Sarg lag schräg in der Erde, kaum einen halben Meter unter der Oberfläche, so daß die Finder den Eindruck hatten, er müsse in größter Eile dort vergraben worden sein. . . .



Vom Höhenbild auf Landkarten



ine besondere Schwierigkeit für die kartographische Darstellung bot von jeher die Abbildung der Erhebungen in den Raum. Eine Landkarte, die diese Raumverhältnisse für das Auge treu darstellt, die also raumtreu ist, muß dreierlei abbilden: die Böschungen, die Formen und die Höhe. In einem dieser Punkte aber sind alle unsere heutigen Landkarten, so vollkommen sie sonst sein mögen, noch mangelhaft: in der Abbildung der Höhe.

Da sind z. B. die Schraffenkarten bei senkrechter Beleuchtung! Sie geben ein vorzügliches Bild der Böschungssteilheit: je dunkler die Zeichnung, desto steiler das Gehänge; je lichter die Zeichnung, desto sanfter die Böschungen. Aber schon die Formen veranschaulichen diese Karten nicht immer deutlich, und ein Bild der Höhe geben sie gar nicht, weder der absoluten noch der relativen — abgesehen höchstens von der ganz vagen Höhenvorstellung, die man erhält, wenn ein hohes Gebirge seinem ganzen Aufbau nach auf einer Karte zu überschauen ist: ein Teil der Schraffen kennzeichnen sich dann als am Rande des Gebirges liegend und also tieferen Regionen angehörend, ein anderer Teil als der Gipfelregion angehörend und höher liegend. Ob aber der Fuß des Gebirges